

Einrichtungen für Migranten sind jedoch noch nicht in die Tat umgesetzt worden. Anders sieht es mit Beratungs- und Betreuungsgangeboten aus. Hier sind insbesondere die Wohlfahrtsverbände – im Falle türkischer Senioren ist dies die Arbeiterwohlfahrt (AWO) – aktiv. Neben der Beratung ist man auch darum bemüht, Freizeitangebote zu organisieren. Inzwischen sind zudem wegen des steigenden Bedarfs häuslicher Betreuung erste mobile Dienste entstanden, die von muslimischen Pflegern geführt werden oder die gezielt Personal mit diesem Hintergrund einstellen. Darüber hinaus gibt es erste Versuche zur Mitwirkung älterer Muslime in den Seniorenbeiräten. Allerdings sind hier aufgrund der sprachlichen Defizite besondere Aufklärungsmaßnahmen in den Muttersprachen erforderlich, um sowohl über dieses Gremium als auch die Möglichkeiten zu informieren, die im Bereich der Altersversorgung bestehen.

Tod und Bestattung

In der Bundesrepublik Deutschland gibt es bislang keine eigenständigen islamischen Begräbnisstätten. Die einzige Ausnahme bildet ein islamischer Friedhof in Berlin, der als Schenkung des wilhelminischen Kaiserreiches an das Osmanische Reich in den Besitz der Republik Türkei überging. Dieser verfügt jedoch über keine Bestattungskapazitäten mehr. Für die Einrichtung eigener Friedhöfe bedarf es der oben erwähnten Körperschaftsrechte, über die bislang kein islamischer Verband verfügt.

Dies ist ein Grund, warum ein großer Teil der muslimischen Zuwanderer nach wie vor den Wunsch hegt, im Heimatland zu sterben bzw. dort bestattet zu werden. Zu emotionalen Bindungen kommt auch noch die Angst, nicht nach islamischen Regeln beigesetzt werden zu können. In Deutschland ist z. B. die sarglose Einbettung im Leichentuch nur an einigen Orten möglich. Der Regelfall ist die vorgeschriebene Bestattung im Sarg.

Aus diesem Grunde haben alle größeren islamischen Dachverbände Bestattungsfonds eingerichtet, in die ein jährlicher Mit-

gliedsbeitrag gezahlt werden muß, dafür dann aber später die Überführung des Leichnams und die Beisetzung organisiert wird. Noch dazu ist dies die kostengünstigste Möglichkeit der Bestattung im Heimatland.

Die muslimischen Gemeinden bemühen sich seit einigen Jahren verstärkt um die Einrichtung von Kapazitäten auf den städtischen Friedhöfen, damit die Bestattung dem Ritus entsprechend vollzogen werden kann. Die Initiative geht meist von lokalen Moscheevereinen aus, die direkt oder durch die gewählten Vertreter in den örtlichen Ausländerbeiräten versuchen, das Anliegen zu realisieren. Auch in diesem Fall sind die christlich-islamischen Dialoggruppen eine große Hilfe. Inzwischen liegt die Zahl der Gräberfelder, die auf bestehenden kommunalen Friedhöfen für Muslime eingerichtet wurden, bei ca. 70. In Essen und in Aachen ist zudem die Einbettung im Leichentuch möglich. Die Stadt Hamburg hat – auch um dem Anliegen der Muslime entgegenzukommen – 1998 die betreffende Verordnung dahingehend geändert bzw. ergänzt, daß eine Bestattung ohne Sarg ermöglicht wird, wenn diese aus weltanschaulichen oder religiösen Gründen erforderlich ist.

Empirische Daten zeigen, daß, wenn entsprechende Voraussetzungen dafür geschaffen sind, die zugewanderten Muslime sich in Deutschland bestatten lassen möchten. Die Befragung türkischer Muslime (2000) durch das Zentrum für Türkeistudien hat gezeigt, daß sich derzeit nur 5% der Befragten vorstellen könnten, in Deutschland begraben zu werden. Daß sich dies ändern wird, zeigt der Wunsch nach eigenen Bestattungsmöglichkeiten. 68% der Befragten äußerten den Wunsch nach Einrichtung eigener Friedhöfe, 11% würden sich mit eigenen Bereichen für Muslime auf bestehenden Friedhöfen begnügen. Noch deutlicher wird dies bei den Angaben derjenigen, die sich in der Türkei bestatten lassen möchten. Für 19% von ihnen kommt eine Bestattung in Deutschland gar nicht in Frage. Während 71% die Einrichtung eigener Friedhöfe wünscht, wären lediglich für 8% eigene Gräberfelder eine Alternative.

Krankenhausaufenthalte

Ein Krankenhausaufenthalt stellt nicht-deutsche Muslime vor zusätzliche Probleme. Allein schon der Formularwust ist verwirrend genug. Kommen mangelnde Sprachkenntnisse hinzu, nimmt die Verunsicherung gelegentlich geradezu dramatische traumatische Formen an: der Patient versteht oft gar nicht, was mit ihm geschieht. Allerdings hat sich die Situation hier und da durch fest angestellte Dolmetscher zumindest an großen Krankenhäusern verbessert.

Wie kompliziert eine Diagnose werden kann, habe ich selbst erlebt: Ein von schwerer Krankheit gezeichneter, quittengelber Türke wurde befragt, wovon eine bestimmte Operationsnarbe herrühre. Doch der Ärmste wußte keine Antwort. Skizzen von Leber, Galle und Gallengängen, die die Ärzte produzierten, verstörten nur noch mehr. Schließlich brachten die durch Fax herbeigerufenen Röntgenbilder einer Klinik in Ankara Aufschluß, und die heilungbringende Behandlung konnte endlich beginnen.

Muslime lassen ihre Kranken nicht allein und besuchen sie um so häufiger, je kränker sie sind. In orientalischen Ländern sitzen und stehen oft Trauben von Angehörigen und Freunden um das Krankenbett herum und plaudern miteinander. Die Fürsorge der Verwandten und Bekannten ist für einen muslimischen Kranken hilfreich. Wer solch eine Nähe einmal in einem islamischen Krankenhaus erlebt hat, ahnt, wie einengend hiesige Besuchszeiten-Reglementierungen sind.¹²

Die Geburt eines Kindes ist ein glückliches Ereignis, meist auch dann, wenn es ein Mädchen ist. Aber gerade bei der Geburt treten kulturelle Unterschiede zutage. Eine orientalische Muslimin darf in ihrem Heimatland beim Gebären aus Leibeskräften schreien; hier gilt ein solches Verhalten als unge-

hörig. In Kliniken, die mit dem entsprechenden Spezialstuhl eingerichtet sind, wird die Hockstellung während der Geburt, die auch andere Kulturen bevorzugen, zugelassen. In frommer Muslim ist bei der Geburt seines Kindes nicht zugegen. Erst wenn alle Spuren der Geburt beseitigt sind, darf er sein Kind sehen. Er wird ihm dann den Gebetsruf in das linke Ohr und das Glaubensbekenntnis in das rechte flüstern und ihm einen später eventuell auswechselbaren Namen wie Muhammad oder Fatima geben. Da es keine Taufe und ohnedies kein Sakrament im Islam gibt, genügt das Wort des Vaters; ein Hoca wird das kleine Ritual der „richtigen“ Namensgebung später durchführen.

Verstirbt ein Muslim in einer Klinik, sollte den Verwandten ein geeigneter Raum zur Verfügung gestellt werden, um ihnen das unmittelbar nach dem Tod durchzuführende religiöse Ritual der Waschung und der Gebete zu ermöglichen.

Muslime, in deren Lebensmitte die Glaubenspraxis steht, sind auf gewisse Hilfestellungen angewiesen, weil sie sich in einem Land befinden, das nur in geringem Umfang auf ihre Bedürfnisse eingerichtet ist. Mit gutem Willen lassen sich aber in den meisten Fällen im Gespräch praktikable Lösungen finden, die das Alltagsleben erheblich erleichtern können.

¹² Ihrem Hintergrund und ihrer Ausrichtung nach nicht spezifisch islamisch wird die erste türkische Klinik mit 200 Betten in Deutschland sein. Sie soll bis 1998 in Wiesbaden fertiggestellt werden. Vermutlich haben Muslime in eine solche Klinik mehr Vertrauen: es gibt keine Sprach- und Essensprobleme, und die typischen Deutschland-Türken-Krankheiten – z. B. Magengeschwüre und gewisse psychosomatische Erkrankungen – sind bekannt.